

Lorenz Oken - ein Naturphilosoph als Sprachschöpfer

Autor(en): **Heisch, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **57 (2001)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-422168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lorenz Oken – ein Naturphilosoph als Sprachschöpfer

Von Peter Heisch

Als vor 150 Jahren am 15. August 1851 der Gründungsrektor der Universität Zürich «unter zahlreichem Geleite zu Grabe getragen wurde», wie die «Neue Zürcher Zeitung» meldete, war man sich gewiss, dass mit Lorenz Oken «einer der gefeiertsten Namen der Wissenschaft» dahingegangen war, «der wie Keiner den Umschwung der geistigen Richtung auch in der Gelehrtenrepublik erfahren hat».

Die Naturphilosophie, wie die damals erst in den Kinderschuhen steckende Naturwissenschaft genannt wurde, hatte in der Tat einen ihrer originellsten und vielseitigsten Köpfe verloren. Sein 13-bändiges Lehrbuch der Naturgeschichte hatte ebenso grosses Aufsehen erregt wie seine Entdeckung der Zelle als biologischer Grundlage des Lebens oder seine Wirbeltheorie des Schädels aufgrund des beim Menschen scheinbar fehlenden Zwischenkieferknochens, der zum berüchtigten Streit mit Goethe führte, der das Primat der Entdeckung gerne für sich beansprucht hätte. Die daraus entstandene Animosität des Dichtersfürsten in Weimar gegenüber Oken verschärfte sich, als dieser gar die Stirn hatte, in seiner enzyklopädischen Zeitschrift «Isis» eine kritische Bemerkung über «Dichtung und Wahrheit» zu veröffentlichen, was dann zur Folge hatte, dass die Zeitschrift im Herzogtum Weimar mit einem politisch begründeten Verbot belegt wurde. Das war für Oken, einen glühenden Vertreter der Pressefreiheit, wiederum Anlass, nach 12 Jahren naturwissenschaftlicher Tätigkeit an der Jenaer Universität seine Professur dort aufzugeben und fern der «alten Hanswurstbaracke» Deutschlands einem Ruf nach Zürich zu folgen, wo er sich in freiheitlich demokratischer Umgebung und unbelastet von fürstlicher Günstlingswirtschaft wohler fühlte.

Oken, der eigentlich Okenfuss hiess und die Endsilbe seines in Mittelbaden weit verbreiteten Namens der Einfachheit halber nach seiner Promotion in Freiburg gestrichen hatte, war ein sehr analytischer Geist, der temperamentvoll und energisch zur Sache zu gehen pflegte. Als Bauernsohn aus dem badischen Bohlsbach in der Rheinebene bei Offenburg hatte er eine besondere Beziehung zur Natur, die er als ständige Verwandlung Gottes betrachtete. Er war auch der erste Zoologe, der während seiner Göttinger Zeit studienhalber ans Meer ging, um sich an Ort und Stelle mit Mineralien, Muscheln sowie dem «Ur- und Meer-schleim, aus dem alles Leben entsteht», zu befassen. Zuweilen schockierte er

in seinen Vorlesungen die Zuhörer, wenn er etwa Gott als das absolute Nichts definierte, das sich, nach seinem Verständnis, fortwährend in neuen Daseinsweisen manifestiere, oder Eva das «eigentliche Urthier» nannte.

Bei allem Selbstbewusstsein war er doch tolerant und einsichtig genug, im Interesse der Wissenschaft für eine «Pluralität der Geister» zu plädieren, und hielt dafür, dass es «einer Universität zuträglich ist, wenn mehrere über ein Fach lesen». Okens prominentester Schüler war übrigens der Dichter Georg Büchner, der in Zürich seine Probevorlesung über die Schädelnerven verschiedener Wirbeltiere hielt. Darüber hinaus dürften Oken und Büchner in der radikal-liberalen Umgebung Zürichs auch sonst das politische Heu auf der gleichen Bühne gehabt haben.

In unermüdlicher Kleinarbeit suchte der von Statur schwächliche Oken mit den stechend schwarzen Augen das gesamte Inventar der Pflanzen- und Tierwelt zu katalogisieren, um sich, gewissermassen als Vorstufe zu Darwin, Klarheit über die Entwicklung der Arten zu verschaffen. Dabei verfiel er (wie auch der spätere Einstein) einer mystischen Zahlenmagie, was in Verbindung mit der kombinatorischen Nomenklatur zur Bestimmung der Flora und Fauna mitunter fast groteske Züge annahm. So schuf er ein ausgeklügeltes System von 13 Klassen, das seinerseits aus 13 mal 13 Zünften bestand, die sich abermals in 13 mal 13 mal 13 Sippen (also insgesamt 2197 Wortarten) verzweigten. Bei den erforderlichen Benennungen kam er auf heute so hirnrissig anmutende Wortungetüme wie *Gröpslaubzeller* oder *Drosselzellengröpser*, was ihn zwecks Vermeidung schwer verständlicher Lateralkomposita zur Schaffung neuer Hauptgruppen veranlasste. So gerieten *Nuss-Zeller* zu *Rimpeln*, *Drossel-Lauber* zu *Schwideln* oder *Pflaumen-Aderer* zu *Zullen* und was der absonderlichen Neuschöpfungen mehr sind. *Glufen* stand für stecknadelähnliche Insekten, *Bolde* für Schaben, als *Gleime* (von glimmen) wurden Glühwürmchen bezeichnet, unter *Gluchen* verstand er Tierkorallen, und *Wiere* war der Oberbegriff für Schwämme.

Wie man sich denken kann, haben die meisten von Okens mehr als tausend neuen Wortgebilden ihre Zeit nicht überdauert. Immerhin sind doch viele der von ihm geprägten Wörter, die er in seinem sprachbildnerischen Drang teils der Mundart, teils dem Mittelhochdeutschen entnahm, in den allgemeinen deutschen Sprachschatz eingegangen, wie etwa die *Schleiche*, die *Echse*, der *Falter*, die *Zelle*, der *Nesthocker*, die *Qualle* oder der *Lurch*.

Weiss die *Schuttenschratte*, wen Oken dabei als Vorbild wohl im Auge hatte ...? An Bildhaftigkeit liess Okens neue deutsche Terminologie der Pflan-

zen- und Tierwelt jedenfalls nichts zu wünschen übrig. Das waren noch Zeiten, als man, unbeeinflusst von Globalisierung und Anglizismen, in eigenen Quellen aus dem Vollen schöpfen konnte!

Literatur:

Peter Haffner: Die fixe Idee. Buchverlag NZZ, Zürich 1996

Martin Ruch: Lorenz Oken. Ein Lesebuch. Reiff Schwarzwaldverlag, Offenburg 2001